

Brief aus Indien

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 19

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fallen; wir gehen lieber nach der Ostseite der Piazza, zu dem gotischen Palazzo Enzo und dem Palazzo del Podesta mit seinem zinnengekröntem Turm.

Und dann lassen wir das raschpulsierende Leben der alten Stadt, zu dieser Stunde sie modern erscheinen lassend, an unserm Auge vorbeigehen. Wir sitzen vor einem der schönen Cafés im Freien und erfreuen uns an dem Anblick der vielen schönen Menschen und an der melodischen Sprache, die wie Musik klingt.

Und nun, an diesem Abend zu vorgerückter Stunde, sollen wir noch einen Gang tun, den die Fremden sonst kaum gehen, denn er ist mehr oder weniger gefährlich. Unter dem Schutz unseres Freundes wollen wir ihn wagen, und wir kommen auch heil zurück. Wir müssen uns aber den Anordnungen unseres Führers fügen. Zum Beispiel dürfen wir uns nicht in seinen Arm einhängen, denn „das sieht nach Furcht aus, und die dürfen Sie nicht zeigen“, sagt er. Wir wollen nämlich die verrufenen Stadtteile besuchen, wie jede Großstadt sie hat, aber eine italienische und noch dazu im mittleren Italien ganz besonders. Wir wandern nicht zu rasch, nicht zu langsam über Plätze, wo an den breiten Bächen und Kanälen Männer und Frauen stehen und uns bald laut lachend, bald drohend nachsehen. „Wenden Sie sich nie um“, warnt der Freund, „ich gebe schon acht“. Sein scharfer Blick sieht alles. Er sieht, wie hinter einem Laubengänger ein zerklümpelter Kerl sich an uns heranschiebt. Da bleibt er stehen und mißt den Verdächtigen von Kopf zu Fuß, bis er wegschleicht. Aus einer Spelunke tönt grelle Musik, Schatten gleiten hinter den Vorhängen vorbei; vor der Schenke stehen zwei wild und schön zugleich aussehende Mädchen mit begehrllichem Blick. Rasch zieht uns der Freund weiter. Ein Bursche wirft uns ein Wort entgegen und versperrt uns den Weg. Wie er die scharfe Antwort in Bologneser Dialekt hört, zieht er sich murrend zurück. Nun ist fast keine Beleuchtung mehr in den immer enger werdenden Laubengängen; dunkle Gruppen stehen herum und wollen uns folgen. „Jetzt ist es besser, umzukehren“, sagt unser Führer und nimmt uns nun selbst an den Arm, damit wir nicht getrennt werden. Und rasch verlassen wir das unheimliche Viertel und sind merkwürdigerweise nach ein paar Minuten wieder im belebten, lichterstrahlenden Stadtzentrum.

Am nächsten Morgen nehmen wir Abschied von Bologna la Dotta, wir nennen sie „la Bella“, ganz erfüllt von all dem Glanz, der, von der Patina der Jahrhunderte geädelt, über der ehrwürdigen Stadt liegt.

Nachtgeräusche.

Melde mir die Nachtgeräusche, Muse,
Die ans Ohr des Schlummerlosen fluten!
Erst das traute Wachtgebell der Hunde,
Dann der abgezählte Schlag der Stunde,
Dann ein Fischer-Zwiegespräch am Ufer,
Dann? Nichts weiter als der ungewisse
Geisterlaut der ungebrosenen Stille,
Wie das Atmen eines jungen Busens,
Wie das Murmeln eines tiefen Brunnens,
Wie das Schlagen eines dumpfen Ruders,
Dann der ungehörte Tritt des Schlummers.

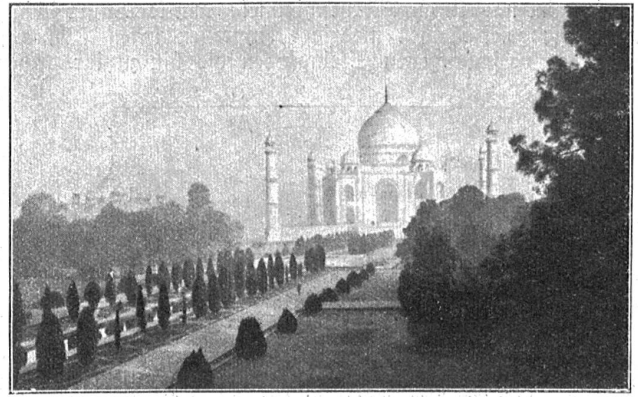
Conrad Ferdinand Meyer.

Brief aus Indien.

Unterwegs, im März 1926.

Liebe Berner Woche!

Ich habe Dich letztes Mal durch die indische Hauptstadt genommen. Vier Eisenbahnstunden südlich von Delhi,



Agra. Taj Mahal im Mondenschein.

liegt die andere alte Kaiserstadt — Agra. Einst der Schauplatz glänzender Hoffeste, bei denen die dem Kaiser dargebrachten Geschenke so kostbar waren, daß der Gesandte der Engländer mit seiner für den Kaiser Jehangir bestimmten Prachtsequipe ganz hilflos da stand und in aller Eile eine zweite anfertigen ließ. In zwei Tagen, sagt die Geschichte. Ob sie aus Papier Maché war oder aus richtigem Holz und Leder, und ob sie des gewichtigen Kaisers gewichtige Persönlichkeit auch getragen, das sagt die Geschichte aber leider nicht.

In Agra hat der große Kaiser Akbar zuerst Hof gehalten und hat draußen in Fatehpur Sikri, der bald darauf verlassenen Stadt, mit Vertretern der hauptsächlichsten Religionen zusammengesessen, um einen Mittelweg, eine neue allgemeine Glaubenslehre zu finden.

In Agra hat Akbars Sohn, Jehangir, die wunderschöne, hochbegabte Nur Jahan, das „Licht der Welt“, geheiratet und sie hat an seiner Statt ein halbes Menschenleben lang die verwickelten Staatsgeschäfte des riesigen Reiches geleitet.

Jehangirs Sohn aber, Shahjehan, hat der Stadt das Bauwerk gegeben, das sie für alle Zeiten und über alle Lande berühmt machen sollte — die Taj Mahal, das Grabmal, das er für sich und seine über alles geliebte Gattin gebaut.

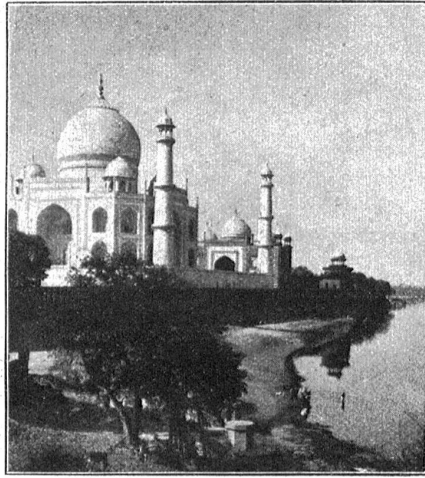
Der Bädeler gibt Dir genau auf den Quadratzentimeter alle Dimensionen. Er sagt Dir auch, wie viel der Bau gekostet, wie lange daran gearbeitet worden sei und daß er sich mit den besten Werken der Griechen messen könne.

„Ach, laß' einmal die Kosten und laß' die Griechen und jeden, jeden Vergleich! Es ist ein blasser Halbmond heute. Wir wollen hinunterschlendern durch die dunkeln Gärten und Anlagen und einen Blick nach der Taj tun, nur einen — vielleicht ist das Mondlicht nicht einmal hell genug.“

Wenn Du ein Amerikaner bist, einer von jenen Blitztouristen, die Indien in 14 Tagen „sehen“, dann weißt Du schon ganz genau, was nun an Dich kommt. Und Du wappnest Dich, auf daß Du morgen nach einem reichlichen Frühstück Deinen Freunden eine Karte schreiben und dem Gerücht über die Taj einmal ein Ende machen kannst. „Sie ist ja ganz schön... aber...“

Nun bist Du eben kein Amerikaner, sondern eine anspruchslose Schweizerin, in deren Seele noch ein kleiner Winkel ist, wo Weihnachtsbaumzauber und Erwartung Platz haben. Und wie Du nun ins erste Eingangstor trittst, und dunkle Säulenhallen dehnen sich links und rechts zu einem Vorhof, und ein rotbefrackter Alter, eine flackernde Stallaterne in der Hand, zeigt dir den Weg in die innern Gärten, da weitet sich der Weihnachtsbaumwinkel Deiner Seele, weitet sich und wächst, bis er dein ganzes Wesen erfüllt. Ihr Bild, gerahmt vom dunkeln Spitzbogen des Eingangstores, weit, weit drüben im blassen Mondenschein, liegt sie nun, die Mondscheinprinzessin, die Taj. Der bläuliche Marmor

zerfließt im nächtlichen Sternenhimmel. Dunkle Wasser schimmern und zwei Reihen niedriger Zypressen leiten Dich auf sonderbar verschlungenen Steinpfaden bis hin zu ihr. Aber



Agra. Die Taj Mahal vom Fluß aus gesehen.

Du möchtest gar noch nicht näher gehen, sondern verharrst schweigend in der Entfernung, schlenderst dann langsam zurück und staunst, und staunst... War's lauterer Schönheitsdurst allein, der des Erbauers Seele also erfüllt, daß er das Wunderschloß ersann? Oder war's die Liebe, die allgewaltige, durch den Schmerz um den Verlust seiner holden Gefährtin ins Ueberirdische Uebersinnliche kristallisiert? —

Der Dämmerchein des wachsenden Tages findet Dich wiederum in den Rosengärten des Shahjehan. Diesmal gehst du am Eingangstor vorüber. Vorüber auch an den Säulenhallen, die einstmals Pilgern zum Nachtlager und Händlern als Kaufladen gedient haben mögen. Und gehst an den hochgetürmten Außenmauern aus rotem Sandstein hinunter an den Fluß, der im Norden vorüberzieht. Wissen mußt Du, Du gründliches, nüchternes Menschenkind, ob der Zauber der Nacht anhält, oder ob Deine Einbildung Dich genarrt und bloß Träume der Taj ihren Glanz geliehen. —

Frauen kommen an Dir vorbei, aschgrau und fröstelnd, aus ihrem kalten Morgenbad. Auch Dich friert und fast bereust Du nun, daß Dich Dein warmes Bett nicht länger gehalten — denn was Du siehst, ist nun wirklich die Taj — das Grabmal, hoch und grau und düster. Und der Marmor ist farblos, wie ein entleerter Körper und nichts ist um ihn, das an Leben mahnte: der grauende Morgen nicht, noch die neblige Ferne oder der bleischwere Fluß — ja, nicht einmal die dunkeln Gestalten, die da am Wasser unten reglos ihre Gebete verrichteten. —

Da — mit einemmal verändert sich etwas. Schleier müssen gefallen sein — du weißt nicht einmal wann. Der Marmor hat Leben und Farbe bekommen. Vier schlankte Elfenbeinminarette ragen in den frischblauen Morgenhimmel und die goldene Spitze der großen Kuppel blüht in der aufgehenden Sonne. Nun ist's nicht mehr das graue Grabmonument, in das ein müder, gebrochener Mann nach 20 Jahren zu seiner Frau hinunterstieg, nun ist's Arjamund Banu, die Fünfzehnjährige, und sie drückt ihr errötendes Gesicht in die Blumen, die ihr der Prinz ihres Herzens als Morgengruß gesandt.

Du kannst die Taj zu allen Tagesstunden sehen, immer ist sie neu, und immer unfassbar. Der Nachmittag hat leichte Regenschauer gebracht, Gewitterwolken einen frühen Abend. Perlentropfen hängen in den dunkeln Zypressen. Und die Taj weint. Weint, wie wohl die ernste Frau geweint hat, als sie, nachdem sie 20 Jahre lang alle Strapazen und Unsicherheiten einer Prinzenlaufbahn getreulich mit ihrem Gatten geteilt, kurz nach seiner Ernennung zur

Kaiserwürde, hinuntergerufen wurde zu den Schatten des Todes. Und die weißen Lotosblumen auf dem schwarzgrünen Teich, schließen sich vor ihrem tiefen Schmerz.

Doch komm — laß nicht das traurige Bild die Oberhand gewinnen — das hat des Kaisers Künstlerseele nicht gewollt. Noch einmal wollen wir im Mondenschein zur Taj hinunter. Etwas früher diesmal und wollen auch länger bleiben. Wandern durch die dunkeln Gärten. Links und rechts flüstert es und küßt sich — heute einmal stört es uns nicht. Wenn je ein Ort für Liebende geschaffen, so ist es dieser. Rosenduft streicht durch die Nacht — das ist das Blatt, das ein großer Kaiser mit klarer Hand dem Menschen für alle Zeiten ins Lebensbuch geschrieben:

„Ob Menschen erstehen und Welten verwehn,
Niemals doch Liebe und Schönheit vergehn.“

Deine Bernerin auf Reisen.

Das Motorrad.

Von Fritz Müller.

Ich begann aufzufallen. Ich hatte noch kein Motorrad. Spöttisch fragten mich die Freunde, ob ich Angst vor Motorrädern hätte.

„Angst? Zum Lachen! Ueberdrüssig bin ich ihrer.“ Sie machten große Augen. Je größer solche Augen, desto dider heißt es weiterzulügen. Zu einer Zeit, wo sie noch auf der Holzdräse dahergeschleppert wären, hätte ich schon motorgeradelt.

„Gemotorgeradelt“, verbesserte mich einer.

„Gemotor“, sagte der zweite, man sei jetzt für Kürze.

„Motor“, sagte der dritte.

„Toort“, behauptete der vierte.

„T“, sagte der fünfte.

Der sechste sagte gar nichts. Vermutlich, weil er dachte, daß für Motore, die bekanntlich alle „Zeiten“ brechen, jedes Zeitwort Gift sei.

Gottseidank, sie streiten, dachte ich, sie haben dich vergessen.

Aber da fragten sie mich, wie mein System geheißen habe.

Ich sagte, es sei heute schönes Wetter.

Dann stritten sie heiß über Systeme. Ich schielte nach der Türe. Da packten sie mich wieder: „Wieviele PK?“

„PS“, verbesserte der zweite.

„HP“, sagte der dritte.

Sie stritten sich durchs ganze Alphabet. Bei Z war ich heimlich aufgestanden. Aber sie erwischten mich beim Rockknopf: Welcher Art die Uebersetzung?

Ja, sagte ich, mir über die Stirne wischend, es sei heute wirklich schwül.

Und von welcher Beschaffenheit der Kühler?

Kühler? sagte ich erstaunt, in der Tat, es werde ausgesprochen kühler und man sollte jetzt ins Freie gehen.

Da schleppten sie mich auf die große Rennbahn vor der Stadt. Hier Rhodus, hier Salta, sagten sie und ich könnte von den dreiundzwanzig Marken irgendeine wählen.

Ich erzeugte ein umfangreiches Gähnen und sagte, daß ich alle dreiundzwanzig Marken mir schon an den Sohlen abgelaufen hätte. —

Aber da hatten sie mich auf ein Rad gesetzt, ein, zwei Sebel umgestellt — und heidi...

Ich bewahrte Haltung. Die paar breiten Kurven ließen sich schon nehmen auf dem Schepferkasten.

Eine Runde. Meine Miene gab Blasiertheit vor. Meinetwegen Kinder, wenn's euch Freude macht.

Zweite Runde. Meine Miene: Na, Kinder, habt ihr jetzt genug?

Dritte Runde. Miene: Blödsinnig, diese tolle Fahrerei.

Vierte Runde. Miene: Der Teufel soll mich holen, wenn ich jetzt nicht Schluß —

„Abstellen!“ hörte ich sie rufen.